

## Die „deutsch-jüdische Symbiose“: Historische Realität oder bloße Einbildung?

Zum 9. November 2010

Der bedeutende deutsch-jüdische Religionsphilosoph Martin Buber spricht einige Monate nach dem 9. November 1938 davon, dass mit den Ereignissen dieses Tages die lang währende „deutsch-jüdische Symbiose“ an ihr Ende gelangt sei.<sup>1</sup> Die jüdischen Deutschen galten den anderen Deutschen plötzlich nur noch als „undeutsche“ Juden, die als solche vogelfrei waren. Uns ist heute im Unterschied zu Buber damals, im Januar 1939, bewusst, auf welcher entsetzliche Weise sich diese Rede vom „Ende“ wenig später bewahrheiten sollte: Das Ende sollte sich als die sogenannte „Endlösung“, also als der Genozid an den europäischen Juden von 1942 bis 1945, entpuppen.

An einem solchen Gedenktag liegt vielleicht der Versuch nahe, sich einmal über das von Buber gemeinte besondere Verhältnis zwischen den Deutschen und den Juden klar zu werden. Wenn es ein solches gegeben haben sollte, so würden wir durch seine brutale Aufkündigung nicht nur den deutschen Juden, sondern auch uns selbst Schaden zugefügt haben – allerdings auf eine subtilere Weise als den Juden. Das Vertrauen, das einem von anderen entgegenbracht wurde, zu enttäuschen, bedeutet ja auch, sich selbst in seiner wahren, nämlich des Vertrauens unwürdigen Gestalt, bloßzustellen. Jedenfalls werden wir als Deutsche nach dem 9. November 1938 und vor allem nach dem Holocaust niemals so sein können wie zuvor. Entpuppt haben wir uns als nach wie vor ziemlich tüchtige, aber im Grunde wenig vertrauenswürdige Leute.

Es lässt aufhorchen, wenn Werner E. Mosse 1970 auf einer Tagung des „Leo-Baeck-Instituts“ in Jerusalem zu dem folgenden Urteil kommt: „Die Beziehungen zwischen Judentum und deutscher Kultur waren einzigartiger

---

<sup>1</sup> Martin Buber: „Das Ende der deutsch-jüdischen Symbiose.“ (Januar 1939) In: Martin Buber: Politische Schriften. Mit einer Einleitung von Robert Weltsch und einem Nachwort von Rupert Neudeck. Hg. von Abraham Melzer. Frankfurt a. M.: Zweitausendeins 2010, S. 735–737. (Dieser Artikel wurde zuerst am 10. März 1939 in der „Jüdischen Rundschau“ veröffentlicht.)

Natur. Es ist schwer vorstellbar, daß sie sich anderswo wiederholen könnten.’“<sup>2</sup>

Spekulationen über Charakterähnlichkeiten von Juden und Deutschen waren schon lange, etwa seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, im Schwange. So spricht Heinrich Heine 1844 von der „größten Wahlverwandtschaft zwischen Juden und Germanen“<sup>3</sup>; Goethe macht eher skeptisch den Individualismus als gemeinsames Merkmal von Deutschen und Juden aus<sup>4</sup>; Stefan George schließlich versucht die innere Dramatik des engen Verhältnisses zwischen Juden und Deutschen mit dem folgenden, berühmt gewordenen Vers zu erfassen: „’Verkannte brüder, suchend euch und hassend.’“<sup>5</sup>

Etwas konkreter, wenn auch noch spekulativ, wird es, wenn von der besonderen Affinität der Juden gegenüber der deutschen Sprache die Rede ist. Nach der Meinung des expressionistischen Dichters Alfred Wolfenstein etwa soll es sich bei der deutschen Sprache um die einzige unter den westeuropäischen Sprachen handeln, in der sich die Juden ohne die Gefahr des Selbstverlustes ausdrücken können.<sup>6</sup> Aus der Sicht von Leo Trepp, einem 1913 in Mainz geborenen und jüngst verstorbenen Rabbiner, zeugt das Jiddische von einer besonderen Anhänglichkeit der Juden an die deutsche Sprache. Auch nach ihrer Auswanderung nach Osteuropa hätten die Juden diese Sprache, eben in der verwandelten Gestalt des Jiddischen, beibehalten. Leo Trepp: „Wären sie nicht Juden gewesen, so hätte man sie als

---

<sup>2</sup> Zitiert nach: Manfred Voigts: „Die deutsch-jüdische Symbiose. Zwischen deutschem Sonderweg und Idee Europa.“ Tübingen: Niemeyer 2006, S. 265.

<sup>3</sup> Heinrich Heine: „Ludwig Marcus Denkwort. (Geschrieben zu Paris den 22. April 1844)“. In: Heinrich Heine: Sämtliche Schriften. Bd. 9 Schriften 1831–1855. Hg. von Karl Heinz Stahl. Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Ullstein 1981, S. 185. (Der amerikanische, aus Schottland stammende Historiker Gordon A. Craig spricht von einer auffallenden „Familienähnlichkeit“ zwischen Deutschen und Juden. In: derselbe: „Deutsche und Juden“. In: Gordon A. Craig: „Über die Deutschen“. München: dtv 1985, S. 143. Der elsässische Jude Claude Vigée reagiert übrigens warnend auf diese „Familienähnlichkeit“: „Que Dieu nous préserve de ceux qui, malgré eux, nous ressemblent!“ Claude Vigée: „La lucarne aux étoiles“. Dix cahiers de Jérusalem 1967–1997. Paris: Les Éditions du Cerf 1998, S. 204.

<sup>4</sup> Vgl. Voigts (Nr. 2), S. 105–106.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 162. (Der Vers stammt aus dem Gedicht: „Ihr Äusserste.“ In: „Der Stern des Bundes“.)

<sup>6</sup> Vgl. Voigts (Nr. 2), S. 13 und 174.

Auslandsdeutsche angesehen.“<sup>7</sup> Ihm kommt es in seiner Schrift „Das Vermächtnis der deutschen Juden“ aber auch darauf an, die objektiven historischen Gründe für „die besondere Verbundenheit der Juden mit Deutschland“<sup>8</sup> deutlich zu machen. Die Juden seien schon mit den Römern ins Rheinland gekommen.<sup>9</sup> Trepp zufolge hat jene „besondere Verbundenheit der Juden mit Deutschland“ vor allem eine historische Ursache: Während nämlich die Juden aus England (1290), Frankreich (1242 oder 1244) und Spanien (1492) vertrieben wurden, brauchten sie Deutschland im Mittelalter nie zu verlassen.<sup>10</sup> Da sie als „Kammerknechte“ direkt dem Kaiser unterstellt waren, war ihre Lebenssituation prinzipiell von der – allerdings sehr labilen – Macht des Kaisers abhängig.<sup>11</sup>

Wenn Martin Buber in seinem anfangs genannten Artikel von einer „Fruchtbarkeit“<sup>12</sup> der deutsch-jüdischen Beziehungen spricht, so stehen ihm dabei wohl insbesondere hundertfünfzig Jahre, nämlich der Zeitraum ca. 1780 – 1930, vor Augen.

Vor einigen Jahren (2006) hat nun der Germanist Manfred Voigts den Versuch gemacht, diese außergewöhnliche Konstellation im Hinblick auf ihre speziellen historischen Voraussetzungen und ihre Zerbrechlichkeit zu

---

<sup>7</sup> Leo Trepp: „Das Vermächtnis der deutschen Juden“. Hg. vom Zentrum für deutsche Studien. Ben Gurion-Universität des Negev, Beer Sheva und Konrad-Adenauer-Stiftung. Israel 2000, S. 22.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd., S. 14. (Wie übrigens 1925, anlässlich der Tausendjahrfeier für das Rheinland vom „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten“ hervorgehoben wurde, hätten sich die Juden im Rheinland schon „mindestens fünfhundert Jahre vor den deutschen Stämmen [...] angesiedelt.“ In: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. IV: Aufbruch und Zerstörung 1918 – 1945. Von Avraham Barkai und Paul Mendes-Flohr mit einem Epilog von Steven M. Lowenstein. München: Beck 2000, S. 154.)

<sup>10</sup> Vgl. Trepp (Nr. 7), S. 18.

<sup>11</sup> Ebd. Sowie S. 20–21.

<sup>12</sup> „Ich sage: es war auch der merkwürdigste und bedeutsamste Fall. Denn die Symbiose von deutschem und jüdischem Wesen, wie ich sie in den vier Jahrzehnten, die ich in Deutschland verbrachte, erlebt habe, war seit der spanischen Zeit die erste und einzige, die die höchste Bestätigung empfangen hat, welche die Geschichte zu erteilen hat, die Bestätigung durch die Fruchtbarkeit.“ M. Buber (Nr. 1), S. 735–736. (Auch in dem Artikel zum Jahrestag der „Kristallnacht“ äußert sich Buber ähnlich: „[...] daß ein großer und echter Bund zwischen dem deutschen und dem jüdischen Geist bestanden hat, ein Bund, der seine Bestätigung durch echte Fruchtbarkeit erhielt[...]. Ebd., S. 740.)

analysieren. Wie schon der Titel seines Buches zeigt, greift er hierbei zu dem Begriff der „deutsch-jüdischen Symbiose.“<sup>13</sup> Ihm ist wohl bewusst, sich mit dieser Begriffswahl auf ein vermintes Gelände zu begeben. Dies betrifft schon die dubiose Herkunft des Begriffs. Geprägt wird er nämlich von einem Antisemiten und späteren Nationalsozialisten (Wilhelm Stapel), der auf die seiner Meinung nach bedrohlich werdende Annäherung der Juden an das „Deutschtum“ aufmerksam machen will.<sup>14</sup> Martin Buber, durch den der Begriff allererst bekannt wurde, möchte demgegenüber jene zeitweilige, eben auch kulturell fruchtbare Verbundenheit von Juden und Deutschen herausstellen. Damit ruft er aber den Widerspruch des glühenden „Zionisten“ und berühmten Religionswissenschaftlers Gershom Scholem hervor. Dieser sieht die hingebungsvolle Verbundenheit der Juden mit der deutschen Kultur deswegen kritisch, weil sie zur Blindheit für die wirkliche Einstellung der nichtjüdischen Deutschen gegenüber den deutschen Juden führen kann. Die sogenannte „deutsch-jüdische Symbiose“ droht damit für die deutschen Juden zu einer gefährlichen Falle zu werden. Scholem: „Die Liebesaffaire der Juden mit den Deutschen blieb, aufs Ganze gesehen, unerwidert, und weckte im besten Falle etwas wie Rührung[...]“<sup>15</sup> Salomon Korn, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt, teilt diese Sicht Scholems. Ein von ihm im Jahre 2000 gehaltener Vortrag trägt den Titel: „Die viel beschworene deutsch-jüdische Symbiose ist bloß ein Mythos.“<sup>16</sup> Der israelische Historiker Moshe Zimmermann wiederum widerspricht diesem Urteil. Seiner Meinung nach führt die polemische Disqualifizierung des Begriffs nur dazu, die Wahrnehmung eines entsprechenden, nach wie vor existierenden Phänomens

---

<sup>13</sup> Siehe Anmerkung Nr. 2.

<sup>14</sup> Vgl. Voigts (Nr. 2), S. 250–253.

<sup>15</sup> Gershom Scholem: „Juden und Deutsche“. In: derselbe: Judaica 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 39. (G. Scholem brach aufgrund seines entschiedenen Zionismus als junger Mann mit seiner assimilierten Familie in Berlin. In seiner Autobiographie meint er, dass „diese Fähigkeit zum Selbstbetrug [...] zu den wichtigsten und trübseligsten Aspekten der deutsch-jüdischen Beziehungen [gehört habe.]. G. Scholem: „Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen“. Frankfurt a. M. : Suhrkamp 1997, S. 30.)

<sup>16</sup> Salomon Korn: „Die viel beschworene deutsch-jüdische Symbiose ist nur ein Mythos.“ Thesen zu den „Römerberg-Gesprächen“. Mai 2000 Dokumentiert in: „Frankfurter Rundschau online“. S. 1–6.

zu blockieren.<sup>17</sup> Amos Oz, israelischer Schriftsteller und Träger des „Friedenspreises des deutschen Buchhandels“ von 1992, bevorzugt den Begriff der „Ehe“, um die tiefe Verflochtenheit von Juden und Deutschen in kultureller und intellektueller Hinsicht zu charakterisieren.<sup>18</sup>

Manfred Voigts möchte den Begriff der „deutsch-jüdischen Symbiose“ in seiner Untersuchung vom Ballast solcher Kontroversen möglichst frei halten. Er fragt danach, durch welche besonderen historischen Bedingungen jenes, im internationalen Horizont „einzigartige“<sup>19</sup> Verhältnis möglich wurde. Er sieht hier einen Zusammenhang zwischen dem sogenannten „Sonderweg“<sup>20</sup> Deutschlands und diesem Verhältnis. Während England und Frankreich seit dem 17. Jahrhundert gesellschaftlich und politisch aufstiegen, überraschte das gesellschaftlich und politisch zurückgebliebene sowie zerstückelte Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts durch eine kulturelle „Explosion“<sup>21</sup>. In musikalischer, philosophischer und literarischer Hinsicht wurde es in Europa führend. Voigts verwendet hierfür die Formel: „reale Ohnmacht bei geistiger Übermacht“<sup>22</sup>. Da sich die Juden in ihrer langen und vorwiegend unglücklichen Geschichte gleichermaßen durch eine Verschränkung von geistiger Unbeugsamkeit und politischer Unterdrückung kennzeichneten, meinten sie eine Verwandtschaft mit den Deutschen entdecken zu können.<sup>23</sup> Als ‚Volk des Buches‘ fühlten sie sich angesprochen, wenn die Deutschen nun die geistige Selbstverwirklichung, die „Bildung“, in

---

<sup>17</sup> Moshe Zimmermann: „Die deutsch-jüdische Symbiose oder wie sagt man ‚Heimat‘ im Plural?“ Vortrag beim 4. internationalen Theodor-Herzl-Symposium am 9. 4. 2002 im Wiener Rathaus. (<http://www.religionen.at/irzimmermann.htm>)S. 1–18. Vgl insbesondere die These Zimmermanns: „Nicht nur, dass man von einer Symbiose sprechen kann, sondern dass diese Symbiose auch nicht mit dem Jahr ,33, ,39 oder ,45 aufhören konnte.“ S. 2. Allerdings hat er auch Vorbehalte gegen den Begriff der Symbiose wegen seiner naturwissenschaftlichen Herkunft. Ebd., S. 8.

<sup>18</sup> „Israelis haben ein differenzierteres Bild von den Deutschen als umgekehrt [...]“. Weltonline am 19. 4. 2008, S. 1–7, hier S. 3.

<sup>19</sup> Vgl. Anmerkung Nr. 2.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd., S. 6.

<sup>22</sup> Ebd., S. 129.

<sup>23</sup> Ebd., S. 83, 86, 97.

den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen rückten. Damit sind wir auf den Schlüsselbegriff gestoßen, der wegen seines unübersetzbaren Bedeutungsumfangs den sogenannten „Sonderweg“ Deutschlands am besten charakterisiert.<sup>24</sup> Die deutschen Juden waren deswegen vom Projekt der „Bildung“ so elektrisiert, weil es eine Selbstverwirklichung auf einer allgemein menschlichen Basis, also unabhängig von naturhaft vorgegebenen Faktoren wie der Abstammung, verhieß. Voigts macht darauf aufmerksam, dass die Aufnahme der Juden in die deutsche Gesellschaft unter dem Vorzeichen der Bildung nur durch eine gewisse Entkirchlichung zustande kommen konnte: „Die deutsch-jüdische Symbiose wäre nicht möglich gewesen, wenn im deutschen Geistesleben die christlichen Kirchen noch eine bedeutende Rolle gespielt hätten.“<sup>25</sup> Die Idee der individuellen „Freundschaft“ gewinnt in dieser kulturgeschichtlichen Situation einen hohen Stellenwert.<sup>26</sup> Sie wird als möglicher Triumph des einzelnen über die Macht des Kollektivs, der Traditionen und der Institutionen gefeiert. Am berühmtesten ist in unserem Zusammenhang die Freundschaft zwischen so unterschiedlichen Persönlichkeiten wie dem deutsch-jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn aus Berlin und dem Schriftsteller Gotthold Ephraim Lessing geworden.<sup>27</sup> Mendelssohn gab ja auch das Modell für die Titelfigur von Lessings Drama „Nathan der Weise“ ab. Er soll darüber hinaus zum Stammvater einer weitverzweigten Familie werden, die von einer gelungenen Integration der Juden in die deutsche Gesellschaft zeugt. Denken wir nur an

---

<sup>24</sup> „Die Tatsache, daß der Begriff der Bildung unübersetzbar ist, verweist darauf, daß er ‚typisch deutsch‘, daß er mit der besonderen Geschichte der Deutschen verbunden ist und weder in England oder Amerika eine Entsprechung findet.“ Ebd., S. 119.

<sup>25</sup> Ebd., S. 66; vgl. auch S. 119.

<sup>26</sup> Ebd., S. 53–57 (Kapitel: 3.1 „Freundschaft“).

<sup>27</sup> Ebd. S. 24; S. 36–51. (Voigts weist auch auf die Freundschaft zwischen Jean Paul und Emmanuel Osmond hin. Ebd. S. 65 – 66. Exemplarisch ist desgleichen die Freundschaft zwischen Johannes Brahms und Joseph Joachim. Darauf macht Michael Brenner im zweiten Band der „Deutsch-jüdischen Geschichte in der Neuzeit 1780–1871“ aufmerksam. München: Beck: 2000, S. 322–323. Brahms ragt hier deswegen hervor, weil er sehr sensibel und kritisch auf den in seiner Wahlheimat Wien anwachsenden Antisemitismus reagiert. Damit sticht er vorteilhaft von seinem aggressiv antisemitischen Kollegen Richard Wagner ab. Vgl. dazu: Hans Mayer: „Der Widerruf. Über Deutsche und Juden“. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1996, S. 438.)

den Komponisten Felix Mendelssohn–Bartholdy! Der französische Historiker Dominique Bourel, der selbst ein Buch über Moses Mendelssohn verfasst hat, gelangt in der Rezension eines Buches von Julius Schoeps über die Familie Mendelssohn zu dem folgenden kühnen Urteil: „Zu Recht wendet Schoeps mit Hilfe seiner Studie gegen Scholem ein, dass die deutsch–jüdische Symbiose keineswegs nur eine Illusion sei.“<sup>28</sup>

Die deutschen Juden entflammten in jener Zeit insbesondere für die Philosophie Kants und die Dichtungen Friedrich Schillers. Kants Ethik, die „Kritik der praktischen Vernunft“, erschien ihnen wie eine rationale Neuformulierung des „Gesetzes“ aus ihrer eigenen religiösen Tradition. Schiller faszinierte sie wegen seines Glaubens an die schöpferische Überlegenheit des Geistes über die Mächte der Natur. Bemerkenswert finde ich, wie Gershom Scholem bei all seiner tiefen Skepsis an der „deutsch–jüdischen Symbiose“ doch diese Phase der deutschen Kulturgeschichte würdigt:

Diese Amalgamierung einer großen historischen Stunde, für die Juden durch die Namen Lessing und Schiller bezeichnet, hat ihrer Intensität und ihrem Umfang nach keine Parallele in den Begegnungen der Juden mit anderen europäischen Völkern.[...] Noch heute, nach so viel Blut und Tränen, können wir nicht sagen, daß es nur ein trügerischer [Schein] war. Er war auch mehr. Er enthielt Elemente von großer Fruchtbarkeit, Ansätze zu bedeutenden Entwicklungen.<sup>29</sup>

Von heute aus gesehen wird den deutschen Juden im 19. Jahrhundert schließlich zum Verhängnis, dass sich Deutschland politisch nur im Widerspruch zum universellen Geist der eigenen Kultur und den demokratischen Prinzipien staatlich zu formieren vermochte. Wie der unaufhaltsam aufsteigende Nationalismus und der damit einhergehende Antisemitismus zeigten, begann sich Deutschland neu zu definieren. Es gab sich mehr oder weniger verstohlen als ‚Kulturnation‘ auf, um unter dem

---

<sup>28</sup> Dominique Bourel: „Mendelssohns gelang deutsch–jüdische Symbiose.“ In: Welt online vom 18. 7. 2009, S. 2.

<sup>29</sup> G. Scholem (Nr. 15), S. 29–30.

Vorzeichen der „Realpolitik“<sup>30</sup> recht hektisch Anschluss an den allgemeinen europäischen Imperialismus zu gewinnen.<sup>31</sup> Die deutschen Juden übersahen insofern die Zeichen der Zeit, als sie Deutschland weiterhin als ‚Kulturnation‘ verstanden. Sie deswegen zu kritisieren, hieße aber, den Zynismus der nationalen Machtpolitik über die humanen Verheißungen der Kultur triumphieren zu lassen. Der vermeintlich solide Grund dieser Politik soll sich zudem, wie die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert lehrt, als Sumpf entpuppen.

Die deutschen Juden konnten sich deswegen leicht über die schleichende bedrohliche Entwicklung hinwegtäuschen, weil sie in vielerlei Hinsicht sehr erfolgreich waren. Bereits vor der Reichsgründung von 1871, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, zählten etwa mehr als 60% der deutschen Juden zur Mittelschicht. 1867 waren 14.8% der Berliner Gymnasiasten jüdischer Herkunft. Das entsprach dem Drei- bis Vierfachen an der Gesamtbevölkerung.<sup>32</sup> Dieser Bildungseifer sollte Früchte tragen: Fast ein Drittel aller deutschen Nobelpreisträger war in den ersten 40 Jahren des 20. Jahrhunderts jüdischer Herkunft.<sup>33</sup> Auch in ihrem Bekenntnis zur deutschen Kultur ließen sich die deutschen Juden nicht von den anderen Deutschen übertreffen.<sup>34</sup> So richtete der deutsch-jüdische Philosoph und Kantforscher Hermann Cohen im Ersten Weltkrieg einen beschwörenden Appell an die deutsche Bevölkerung, aus dem man vielleicht schon die Verzweiflung über

---

<sup>30</sup> Der Begriff wurde nach der gescheiterten Revolution von 1848 durch Ludwig August von Rochau geprägt.

<sup>31</sup> Jean Bollack formuliert pointiert in einem Buch über den renommierten deutsch-jüdischen Philologen Jacob Bernays aus dem 19. Jahrhundert: „Die Deutschen hatten mit dem nationalen Zusammenschluss aufgehört, Juden zu sein.“ Zitiert nach: Christoph König: „Von Jerusalem nach Athen und zurück.“ In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 22. 10. 2010, S. N 4.

<sup>32</sup> Vgl. die Rezension des Buches: Amos Elon: „Zu einer anderen Zeit. Porträt der deutsch-jüdischen Epoche (1743–1933)“ München: Hanser 2003 von Michael Naumann in „Die Zeit“, 16. 4. 2003, S. 45.

<sup>33</sup> Ebd., S. 227. (Vgl. auch: „Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit“, Bd. IV (Nr. 9), S. 179.

<sup>34</sup> Vgl. zum Engagement der deutschen Juden in der Goethe-Forschung: „Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit“ Bd. IV (Nr.9), S. 155–156. (Siehe auch: Wilfried Barner: „Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer.“ Göttingen: Wallstein 1992.)



eine innere Lösung der Deutschen von den Idealen ihrer eigenen Kultur heraushören kann: „Jeder deutsche Mensch muß seinen Schiller und seinen Goethe bis zur Innigkeit der Liebe kennen und in Geist und Herz tragen.“<sup>35</sup>

Die innovatorischen Energien der deutschen Juden kamen in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vor allem Berlin zu Gute. Etwa ein Fünftel aller deutschen Juden, d. h. 200 000, wohnten dort.<sup>36</sup> Die Nazis waren sich vor der Machtergreifung von 1933 dieser Situation wohl bewusst. Ein Slogan von ihnen lautete: „Der Geist des deutschen Volkes erhebt sich gegen den Geist von Berlin.“<sup>37</sup> Der Berliner Schriftsteller und Arzt Gottfried Benn hat diese besondere Rolle der deutschen Juden in Berlin in seiner Autobiografie prägnant beschrieben:

„Die überströmende Fülle von Anregungen, von artistischen, wissenschaftlichen, geschäftlichen Improvisationen, die von 1918–1933 Berlin neben Paris rückten, entstammte zum großen Teil der Begabung dieses Bevölkerungsanteils, seiner sensitiven Unruhe und vor allem seinem todsicheren Instinkt für Qualität.“<sup>38</sup>

Es gab aber auch deutsche Juden, denen solche Erfolge nicht ganz geheuer waren. So formulierte der Publizist Moritz Goldstein bereits 1912 eine These, die viele deutsche Juden nachhaltig irritieren musste: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Befähigung dazu abspricht.“<sup>39</sup>

Diese These kann dazu anregen, abschließend über mögliche Motive für die Aversionen gegenüber den deutschen Juden innerhalb der deutschen Gesellschaft nachzudenken. Abgelehnt würden sie demnach nicht deswegen werden, weil sie einer fremdartigen, etwa orientalischen Kultur, entstammten. Vielmehr erregen sie Anstoß, weil sie Deutschland als

---

<sup>35</sup> Zitiert nach: ebd., S. 157.

<sup>36</sup> Ebd., S. 170

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Zitiert nach: ebd., S. 171.

<sup>39</sup> Zitiert nach: „Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit“ Bd. III 1871–1918 von Steven M. Lowenstein, Paul Mendes-Flohr, Peter Pulzer und Monika Richarz. München: Beck: 2000, S. 354. (Goldstein löste durch seine These die sogenannte „Kunstwart-Debatte“ aus. In der Zeitschrift „Der Kunstwart“ war sein Artikel erschienen.)

‚Kulturnation‘ beim Wort nehmen. Sie führen uns auf etwas hin, was zwar in uns stecken mag, vor dessen konsequenter Entfaltung wir aber wegen eines Verharrens im Gewohnten, gar Gewöhnlichen eher zurückschrecken. (Dieses Gewöhnliche kann als dumpfe Selbstgenügsamkeit bestimmt werden.) Wenn etwa Albert Einstein, Arnold Schönberg oder Franz Kafka in globaler Hinsicht bahnbrechende Werke schaffen, so entwickeln sie damit auch ein deutsches bzw. deutschsprachiges Erbe weiter. Sie realisieren zukunftssträchtige Möglichkeiten, die in der wissenschaftlichen, musikalischen und literarischen Tradition Deutschlands schlummern. Thomas Mann spricht einmal von „diese(m) unentbehrlichen europäischen Kulturstimulus, der Judentum heißt“<sup>40</sup> für Deutschland. Wenn trotzdem viele Deutsche mit Befremden auf die Leistungen deutschsprachiger Juden reagieren, so kann dies auf eine gleichsam schizophrene Kluft zwischen der offiziell gepriesenen deutschen Kultur und den Deutschen selbst hindeuten. Diese schmücken sich weiterhin mit einer Kultur wie der „Weimarer Klassik“, der sie insgeheim zugunsten eines panischen Kampfes um Selbstbehauptung längst abgeschworen haben.<sup>41</sup> Die deutschen Juden, die diesen Widerspruch aufdecken könnten, wirken nun wie Störenfriede. Sie erinnern uns an die ethischen Voraussetzungen des Erfolgs, über die wir uns im Banne eines robusten Erfolgsstrebens gern hinwegsetzen.

So gesehen sind wir beim Umgang mit unseren Juden primär nicht an unserem Unvermögen gescheitert, mit Fremden umzugehen, sondern daran, auf eine widerspruchslose Weise mit uns selbst umzugehen. Martin Buber erschrickt in seinem Artikel zum 9. November 1938 gerade über diesen plötzlichen Abfall der Deutschen von sich selbst. Er setzt sich theoretisch damit auseinander und zitiert hier auch einen der wenigen respektablen

---

<sup>40</sup> Zitiert nach: Wolf Lepenies: „Deutsche Geschichten“. München: Hanser 2006, S. 304. (Vielleicht verbirgt sich hinter dem Begriff des „Kulturstimulus“ eine prinzipielle Problematik, die Thomas Mann nicht bewusst war. Der Begriff mag nämlich andeuten, dass die Juden hier den Deutschen auf eine heikle Weise voraus sind. Auf die Juden bei der kulturellen Regeneration angewiesen zu sein, könnte ihnen von den Deutschen verübelt werden.)

<sup>41</sup> Der Vater des späteren Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker: Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im „Auswärtigen Amt“ des „Dritten Reiches“, bietet übrigens ein schlagendes Beispiel für diese Schizophrenie des deutschen Bildungsbürgertums: Er befürwortete 1936 die Ausbürgerung Thomas Manns.

protestantischen Theologen jener Zeit, nämlich Paul Tillich. (Dieser emigrierte bereits 1933 in die USA):

Ich will nicht davon sprechen, welche Mächte und Unmächte die Katastrophe herbeigeführt haben, die wie keine andere vor ihr das Bild der Zerreißung eines organischen Zusammenhangs bietet. Sie bedeutet eine tiefere Zerreißung im Deutschtum selbst, als sich heute ahnen läßt. Ein Jahr vor dem ‚Umbruch‘ hat ein deutscher Denker (Paul Tillich) in seiner Gedenkrede auf Hegel auf die drohende Gefahr hingedeutet. ‚Das jüdische Prinzip‘ sagt er und er verstand darunter das prophetische Prinzip des Geistes, ist unser eigenes Schicksal geworden und eine >secessio judaica< wäre eine Trennung von uns selbst.<sup>42</sup>

Aber gerade diejenigen, die im besonderen Maße geistig in der Schuld der Juden stehen, nämlich die Christen, wollen am wenigsten davon wissen. Zumindest meinem Eindruck nach scheinen sie den prophetischen Geist, von dem Buber hier mit Tillich spricht, in der ihnen so teuren, – allzu teuren – Sturiertheit längst erstickt zu haben. Sehr fraglich ist auch, ob wir Deutsche insgesamt uns nach dem „Zweiten Weltkrieg“ dieser ‚Selbsterreiung‘ oder ‚Selbstamputation‘<sup>43</sup> berhaupt bewusst geworden sind. Salomon Korn bestreitet dies. Gershom Scholem, zugleich realistischer und weniger dogmatisch, meint dagegen im Jahre 1966: „Daß die Deutschen die Juden in ihrer geistigen Welt nötig hatten, wird jetzt, wo sie nicht mehr da sind, von vielen bemerkt und der Verlust beklagt“<sup>44</sup>. Ein solches Urteil führt über ein bitteres Verstummen hinaus. Es lässt zumindest danach fragen, was die Vernichtung der Juden für uns selbst, unser eigenes Selbstverständnis, bedeutet. Ist es den Nazis durch diesen physischen Gewaltakt gelungen, die Juden auch aus unserer Seele herauszureißen? Angesichts der inspirierenden und aufrüttelnden Rolle der Juden für unsere Kultur – wie auch für das Christentum<sup>45</sup>–, würde dies aber bedeuten, nur noch über eine im Kern steril

---

<sup>42</sup> Martin Buber (Nr. 1), S. 737.

<sup>43</sup> Salomon Korn (Nr. 16), S. 4.

<sup>44</sup> G. Scholem (Nr. 15), S. 38.

<sup>45</sup> Martin Buber bemerkt einmal in einer seiner frühen Reden zum Judentum (1909–1918): „Was am Christentum schöpferisch ist, ist nicht Christentum, sondern Judentum [...]“ In: M. Buber (Nr. 1), S. 269. Dies trifft meiner Meinung nach zu.

gewordene Kultur zu verfügen.

Helmut Pillau